

## Der Trieb zum Krieg

Kathy Zarnegin

Keiner will den Krieg, aber die Geschichte der Menschheit ist bisher nie ohne ihn ausgekommen. Es gibt ihn tagtäglich auf verschiedenen Schauplätzen dieser Welt, es gibt ihn unentwegt auf mikroskopischer Ebene im Alltag. Die Psychoanalyse hat sich von Beginn an auch mit den zerstörerischen Aspekten unserer unbewussten Wünschen und Fantasien befasst. Ihr Beitrag in präventiver Hinsicht mag zwar marginal sein, die von ihr offen gelegten Strukturen liefern hingegen die entscheidenden Stichworte und Einsichten für eine ethisch motivierte Konfrontation mit der Faszination für Gewalt. Der Vortrag bezieht sich auf die Arbeiten von Freud und Lacan.

### Psychoanalyse

Lassen Sie mich mit einem pessimistischen Geständnis beginnen: Mit grösster Wahrscheinlichkeit liefert die Psychoanalyse als Kriegsprävention nicht die geeignetsten Instrumente! Sie ist eine Wissenschaft, die vor allem das einzelne Subjekt und seine Interessen in den Vordergrund stellt und, was immer wieder vergessen wird: Sie unternimmt den Versuch, dieses Subjekt von seiner irrationalen Seite zu verstehen. Das Subjekt der Geschichte im psychoanalytischen Sinne ist das Subjekt des Unbewussten. Dieser Standpunkt lässt mit Sicherheit nur einseitige Aussagen zu, aber das Gewicht dieser Einseitigkeit wiegt schwer.

Auch für Freud war es klar, dass der Krieg ein Phänomen ist, zu dessen Aufklärung – im präventiven Sinne – die Psychoanalyse nur einen bescheidenen Beitrag leisten kann. Und trotzdem unternahm er einige Male den Versuch, eine Erklärung dafür zu finden.

Als Albert Einstein ihm die berühmte Frage stellte: „Warum Krieg?“, ersetzte Freud in seiner Antwort das von Einstein in seinem Brief gebrauchte Wort Macht durch Gewalt.<sup>1</sup> Freud übernahm *dieses* Wort, weil für ihn am Anfang der Gemeinschaftsbildung mit dem Vaternord Gewalt stand.

„Vaternord“ bzw. die „Macht der Muskelkraft“, wie Freud an anderer Stelle seines Briefes an Einstein schreibt, stehen nicht nur am Anfang der Gemeinschaftsbildung. Freud versteht die Beziehung der Menschen unter einander, wie vor ihm

---

<sup>1</sup> Sigmund Freud, Warum Krieg?, in: Sigmund Freud, *Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion*, hg. von Alexander Mitscherlich [u.a.], Studienausgabe Bd. 9, Frankfurt a. M. 1994, S. 275-276.

Georg Simmel, als Interessenkonflikt, der nicht selten durch Anwendung von Gewalt gelöst wird.

Dieser ursprüngliche Kampf auf Leben und Tod – wie es von Hegel als Anerkennungsstruktur in seiner Phänomenologie des Geistes in Anspruch genommen wird – unterstreicht die Funktion des Mangels. Der eine hat etwas, was dem anderen (für sein Überleben) fehlt. Ohne dieses Konzept wäre es nicht verständlich, weshalb Gewalt auch in Gemeinschaften fortwirken kann, die nicht mehr ums Überleben kämpfen müssen.

Die Achse des Mangels organisiert den Kampf auf Leben und Tod und strukturiert das individuelle wie auch das gemeinschaftliche Leben der Menschen. Simone Weil, die engagierte französische Philosophin, die sich in vielen Essays mit den Themen Krieg und Gewalt, vor allem aus marxistischer Sicht, auseinandergesetzt hat, spricht etwas Ähnliches an, wenn sie die Konkurrenz als das Basisinteraktionsfeld unter den Menschen annimmt.<sup>2</sup> Doch der Konkurrenz geht noch etwas voraus, was die Philosophin ausser Acht lässt: die Annahme eines Mangels bzw. die Angst davor. Wobei diese Annahme durchaus und oft sogar einer imaginären Kategorie entspringt. Daraus ergeben sich unterschiedliche Weltbezüge, nämlich je nach dem, auf welcher Achse sich ein Subjekt seinen Bezug zum Mangel definiert bzw. inszeniert. Konkret: Diese Beziehung ist es, die ausschlaggebend sein wird für die Art und Weise, wie ein Subjekt sein Begehren zu befriedigen versucht.

Freud leitet in Anlehnung an Nietzsche auch das Recht von der Gewalt ab: Das Recht ist die Macht einer Gemeinschaft (Vereinigung mehrerer Schwachen gegen die Gewalt des Einzelnen). Was sich mit der Gemeinschaftsbildung im Rechtsbegriff ändert, ist, dass die Gewalt nur überwunden, nicht aber abgeschafft wird. Die Gewalt bleibt latent erhalten, sie wird seitens der Herrschaft monopolisiert. Das ist, wenn man so will, die Freudsche Strukturhypothese, für die Erklärung der Gewalt.

### Triebhypothese

Das Freudsche Triebssystem ist, wie allgemein bekannt, dual konzipiert. Für Freud gehen die Erscheinungen des Lebens aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken des Sexual- und des Todestriebes hervor. Dabei ist zu beachten: Eros bedeutet nicht inflationärer Sex wie auch der Todestrieb nicht gleichzusetzen ist mit einem Wutanfall. Menschliche Handlungen basieren auf dem Zusammenwirken von Liebe und Hass. Die Liebe betont die Bindung, der Hass die Zerstörung, wobei diese „Gewaltentrennung“ in der Praxis so gut wie nie lupenrein gegeben ist. Wo Liebe ist, ist auch oft der Hass am Werk, wo der Hass am Werk ist, lauert nicht selten eine verdeckte Bewunderung oder Zuneigung.

Liebe allein kann nicht der Kern des Friedenswunsches sein. Im Gegenteil: Wo eine grosse Liebe bedroht ist, ist die Kampf- und Kriegsbereitschaft umso leidenschaftlicher, was erklärt, warum Kriegsbereitschaft eine libidinöse Komponente hat

---

<sup>2</sup> Vgl. Simone Weil, *Krieg und Gewalt, Essays und Aufzeichnungen*, Zürich 2011.

und inwiefern Gruppen- und Clanbildungen nicht immer zum Frieden führen müssen. Die Liebe kann also gleichermaßen zum Krieg treiben wie zum Frieden. Und aus demselben Grund können Kriege eine kollektive Identität verstärken. Ich komme später auf diese Thematik nochmals zurück, um zu versuchen, die Liebe irgendwie doch noch zu retten!

Nehmen wir ein anderes Beispiel für die Kohabitation von den gegensätzlichen Trieben: Der Selbsterhaltungstrieb steht primär im Dienste des Eros allein. Dieser aber kann nicht auf die Dienste des Aggressionstriebes verzichten, wenn er seine Selbsterhaltung durchsetzen will. Der Widerstreit bzw. die Verzahnung der beiden Triebe lässt sich immer und überall registrieren.

Der Destruktionstrieb ist in seinem Kern Todestrieb und arbeitet innerhalb jedes lebenden Wesens und hat zum Ziel, „das Leben zum Zustand der unbelebten Materie zurückzuführen“ (siehe Konsumwahn!). Der Todestrieb wird also zum Destruktionstrieb, wenn er zum Zweck der Selbsterhaltung seine Kräfte nach aussen wendet, das fremde Leben zerstört, und auf diese Weise glaubt, den Tod aus dem eigenen Leben zu verbannen: Der Kampf ums Dasein ist ein Kampf des Lebens gegen den Tod.

Diese Grundlage verleitet Freud zur pessimistischen Diagnose, „dass es keine Aussicht hat, die aggressiven Neigungen der Menschen abschaffen zu wollen“. Allerdings räumt er die Möglichkeit ein, dass „man versuchen kann, diese Neigungen soweit abzulenken, dass sie nicht ihren Ausdruck im Krieg finden“.

Dazu macht Freud zwei konkrete Vorschläge, die die aggressiven Neigungen der Menschen zügeln könnten: Erstens Kulturarbeit; zweitens die Liebe, Nächstenliebe.

### **Kulturarbeit und Nächstenliebe**

Die Kulturarbeit könnte zwar in dieser Hinsicht etwas leisten. Vergegenwärtigt man sich jedoch das Involviert sein von vielen Intellektuellen und Kulturschaffenden und Bildungsinstitutionen in verbrecherischen Machenschaften wie Nationalsozialismus, dann wird Freuds skeptische Haltung, Kulturleistung als eine ultimative Kriegsprävention anzunehmen, nachvollziehbar. In ‚Zeitgemässes über Krieg und Tod‘ kommt Freuds Enttäuschung unverblümt zum Ausdruck, wenn er schreibt: „[E]s sind nicht die unkultivierten Rassen und zurückgebliebenen Schichten der Bevölkerung“<sup>3</sup>, die noch nicht so weit sind, den Krieg zu vermeiden, sondern es sind die „Kulturvölker“, die ihren friedlichen Austausch vergessen, „fremd“ und „feindlich“ gleichsetzen und einander von der Kulturgemeinschaft ausschliessen. Sublimierung durch Kulturleistung kann also nicht der letzte Garant gegen aggressive Triebe sein. Was bleibt uns noch übrig?

---

<sup>3</sup> Sigmund Freud, *Zeitgemässes über Krieg und Tod*, in: Sigmund Freud, *Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion*, hg. von Alexander Mitscherlich [u.a.], Studienausgabe Bd. 9, Frankfurt a. M. 1994, S. 36.

Was die Gewalt nicht ausmerzen, ihr aber die Stirn bieten kann, ist für Freud noch mehr als die Kulturarbeit die Liebe.<sup>4</sup> Die Nächstenliebe geht weit über die Liebe hinaus, weil sie eine Liebe zum anderen verlangt, die scheinbar ohne Nutzen ist. Aber warum sollte ich meinen Nächsten lieben, auch wenn er es nicht verdient? Die Nächstenliebe ist also eine problematische Liebe, und Freud argumentiert in der Tradition der Religionen, weil er vorschlägt, die Selbstliebe zum Vorbild zu nehmen (liebe deinen Nächsten wie dich selbst!).

Das Problem der Nächstenliebe ist mit dieser Formel nicht gelöst, sondern sogar verschärft. Weil, wenn die Selbstliebe zum Vorbild erklärt wird, dann ist die Nächstenliebe keine selbstlose Liebe mehr, sondern deren Gegenteil.

Freud ist überzeugt: Die menschliche Natur ist die Ursache für Gewalt und Destruktion. Die menschliche Natur im freudschen Sinne ist die Triebnatur des Menschen, die sich stets im Kampf mit den Anforderungen der Gesellschaft findet. Die Nächstenliebe ist problematisch, weil sie nach dem greift, was das Ich des Menschen in seinem Innersten zusammenhält und ihm am Kostbarsten ist: die Selbstliebe. Fragen wir also nach der Selbstliebe.

Die Selbstliebe setzt eine spiegelbildliche Beziehung voraus. Sie erlaubt mir, die, die ich bin, mit dem Bild zusammen zu bringen, das im Auge des Betrachters von mir erscheint. Das kann aber nur gelingen, wenn es eine Stimme gibt, die mir sagt, was ich sehe (die mir zum Beispiel sagt, das bist du). Die Selbstliebe funktioniert also nicht ohne die Intervention eines anderen, d.h. einer Drittinanz. Daraus lernen wir, dass die erste, ursprüngliche Liebe, die Liebe des anderen ist. Die Liebe des anderen ist der Referenzpunkt der Selbstliebe. Indem ich im anderen, der mir im Spiegel erscheint, mich selbst erkenne, vollzieht sich die Selbstliebe. Und damit diese Selbstliebe ist, schliesse ich gleichzeitig den Anderen des Referenzpunktes aus. Mit anderen Worten: Die Selbstliebe ist an die Negation gekoppelt. Und die Liebe ist der Klebstoff wie Lacan sagen wird, des Ich, der mir erlaubt, ein- und auszuschliessen. Was dabei vergessen geht, bzw. verdrängt wird, ist der Ursprung der Selbstliebe aus der Liebe des anderen.

Wenn ich also nach dem Vorbild der Selbstliebe liebe, befinde ich mich am Platz des Dritten, von dem aus es mir möglich ist, den nächsten als ein anderes Ich zu erkennen.

Für den Nächsten bin ich der Andere, jener Referenzpunkt, von dem aus er sich selbst als Ich erfassen kann. Die Selbstliebe wäre daher der Angelpunkt für die Anerkennung des anderen als anderes Subjekt. Konkret: Der Nächste, der im Gebot der Nächstenliebe angesprochen wird, ist der Dritte, der in der Liebe zu mir selbst verdrängt wird. Die Nächstenliebe bezieht sich auf die Differenz des Subjektes, auf dieses ursprünglich verdrängte soziale Band, die Sprache, aus der das menschliche Subjekt hervorgeht. Nächstenliebe ist eine Forderung der Sprache, sie gehört zu den

---

<sup>4</sup> Der Psychoanalytiker Michael Schmid hat diese Problematik des Freudschen Vorschlags luzid und konsequent herausgearbeitet. Ich werde mich im Folgenden auf seine Anregungen stützen. Vgl. Michael Schmid, «Make Love not War?», in: *RISS, Zeitschrift für Psychoanalyse* 1 (2004), S. 87-107.

Gesetzen der Sprache. Das heisst aber auch, dass die Forderung der Nächstenliebe zugleich eine Paradoxie ist, weil ich auch die Nächstenliebe instrumentalisieren kann wie die Liebe selbst.

Die versteckte Realität des Subjekts hinter dem Bild, in dem es seine eidetische Identität im selben Akt erkennt und sich von ihr abhebt, ist diejenige des Todes, wie dies Narzissens Geschichte beibringt. Das Subjekt ist in *statu nascendi* eine tödliche Realität. Es ist nicht so, dass das Böse nur im anderen, mir fremden aufblitzt, im so genannten nächsten, sondern im innersten Kern des Menschen, im Innersten des Geniessens pocht die Aggressivität. Die Einsicht in die eigenen aggressiven Wünsche und Abwehrmanöver gibt uns immerhin die Möglichkeit, von einer manichäischen Teilung der Welt in Gut und Böse Abschied zu nehmen. Die Erkenntnis der Kräfte, die in uns wirken, und die von anderen – egal bewusst oder unbewusst – bedient werden, enthebt uns aber nicht unserer Verantwortung.

## Prävention

Man muss wissen, dass jede Utopie zugleich auch eine Alptrauminszenierung ist (Platon, Thomas More, George Orwell) und man muss auch wissen, welchen Frieden man will. Von diesem Moment an, kann die Psychoanalyse wenig anrichten, aber ihr Subjekt schon. Damit ist gesagt, dass der Kampf um den Frieden keineswegs auf ideologischer Basis fussen darf.

Ich werde die Schlussworte meines Beitrages aus dem Blickwinkel eines solchen Subjekts formulieren. Der Krieg hat verschiedene Gesichter und hat zu vielen heterogenen Phänomenen latenten Bezug: Der Chefplaner der Nazideportationen hatte einen Bürojob und bezeichnete Immanuel Kant als seinen Lieblingsautor, jeden Abend werfen etliche Cafés in fast allen europäischen Städten ihre nicht verkaufte Ware im Wert von Tausenden von Franken weg, zahlreiche Menschen werden krank, verlieren ihre Arbeit oder bringen sich um, weil die Situation an ihrem Arbeitsplatz unzumutbare Züge trägt. Viele Menschen haben mehr Angst vor einem Altersheim als vor einem Atomkrieg und Fleischkonsum erzeugt mehr Empörung als das Abfeuern einer Rakete. Gleichmacherische Ansprüche: Der Reiche sollte (...), weil er den Mangel nicht kennt, oder der Arme sollte, weil er (...) kennt – greifen nicht. – Wir leben in einer Welt, in der die Mechanismen der Wirtschaft uns längst überholt und versklavt haben: Es gilt daher, Vorsicht walten zu lassen, was den Umgang mit unseren Idealen betrifft. Das heisst: Wie setzen wir sie ein? Wie verteidigen wir sie? Welche Massnahmen ergreifen wir für deren Verbreitung? Kennen wir Grenzen, wenn es um unsere Ideale geht? Oder sind die Entscheidungen, Linien, schon immer getroffen und jedes Mittel recht? – Der Krieg hat seinen Ursprung in kleinsten menschlichen Interaktionen, in denen längst nicht jemand physisch vernichtet, sondern die Würde seiner Existenz übergangen wird. Der Krieg findet dort statt, wo jemand gesichtslos gemacht wird. Auf dieser Mikroebene ist eine echte, wahrhaftige Kriegsprävention denkbar, alles andere liefe Gefahr, in gewinnbringende Formen von westlicher Verwaltungs- und Bürokratieapparatur zu verschwinden.

**Dr. Kathy Zarnegin:** Psychoanalytikerin, Autorin. Forschungsschwerpunkte: Schnittstellen Soziologie und Psychoanalyse, Liebestheorien, Popkultur, Lyrik. Veröffentlichungen (Auswahl): (Hg.), *Erklär mir, Liebe* (Turia & Kant, Wien 2013); (Hg.), *Die Wissenschaft des Unbewussten* (Königshausen & Neumann, Würzburg 2010); (Hg.), *Buchstäblich traurig* (Schwabe Verlag, Basel 2004).  
Kontakt: mail@kathyzarnegin.ch